

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

34 (8.2.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 6

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 34

Nr. 6

Samstag, den 8. Februar

1930

Rethels Bonifatiusbilder

Von Willi Weils

Schon früh zeigte sich in Alfred Rethel der geborene Historienmaler, der mit dramatischer Phantasie sich seine Gemälde schuf. Es ist charakteristisch für Rethels Schaffen, daß er mit künstlerischem Griff das wirklich Malerische darzustellen verstand. Schon auf der Akademie zu Düsseldorf, die er bereits mit 13 Jahren bezog, überragte er durch sein hervorragendes Können seine Mitschüler. Sein Lehrer war Wilhelm von Schadow, der Sohn des großen Bildhauers, der, selbst einseitig und wenig fortschrittlich, doch dem jungen Rethel eine besondere Pflege der Anatomie in Bildnis- und Landschaftsmotiven zuzugute kommen ließ.

Den späteren großen Historienmaler verkünden mehrere Gemälde und Zeichnungen, die Bonifatius zum Motiv nehmen und somit einen religiösen Stoff mit einem historischen verbinden. Rethels erstes Gemälde, das er überhaupt geschaffen hat, und zwar im jugendlichen Alter von 16 Jahren, stellt den hl. Bonifatius dar. Betrachtet man das Bild, das heute die Berliner Nationalgalerie besitzt, als Ganzes, dann muß man staunen über die reife Kunst des jungen Malers, der fast noch ein Knabe war. Der Heilige, der in der linken Hand die Axt hält, hat seinen in Kreuzesform endigenden Pilgerstab in den Stumpf der gefällten Wotanseiche gestützt. Sein auf das Kreuz gerichteter Blick und die segnend erhobene rechte Hand scheinen den Ort des Göddienstes dem Christengott zu weihen. Vor seinen Füßen liegt der Stamm der gestürzten Eiche. Die überzarte Empfindsamkeit, die über dem ganzen Bilde liegt, sowie die mehr zeichnerische als malerische Behandlung des Gegenstandes weisen auf Schadows Schulung hin. Die Landschaft, in die Rethel den Heiligen hineingestellt hat, ist noch recht schlicht gehalten. Der einzige Ansatz zur Individualisierung ist ein kleiner Eichenast rechts auf der Anhöhe, auf der Bonifatius steht. Die Gestalt selbst ist zart gehalten; eine Stimmung, die Ernst und Milde weisevoll mischt, spricht aus dem Antlitz.

Einen bedeutenden Fortschritt weist das nächste Bild auf. Es entstand drei Jahre später und zeigt eine vollendetere und reifere Kunst. Das Gemälde, das sich heute zu Lachen in Privatbesitz befindet, stellt den Heiligen dar, wie er vor der gefällten Wotanseiche den Heiden predigt. Während auf dem ersten Bilde Bonifatius allein steht, wirkt er hier als Kraftvoller Mittelpunkt einer bewegten Gruppe. Wieder spielt sich der Vorgang auf einer Anhöhe ab, denn ein Hintergrund ist nicht zu sehen. Hoheitsvoll und ernst, die linke Hand auf der Brust und die rechte zum Himmel streckend, spricht der Heilige eindringlich auf die aufmerksam lauschenden Seiden ein. Andächtig stehen hinter ihm seine Jünger, von denen einer den Kreuzstab trägt. Ergreifen, zum Teil mit gefalteten Händen, hören die in ihrer Tracht wenig zeitgemäß auftretenden Friesen ihm zu. Um die gewaltige Wirkung der Worte des Heiligen zu veranschaulichen, schreitet zur Linken ein Götzenpriester in tiefem Sinnen von dannen. Wichtige Baumgruppen umrahmen auf beiden Seiten die Szene, die aber mehr einem schön geformten lebenden Bild als einem Gemälde gleicht, das handelnde Menschen darstellt. Gar zu deutlich ist der nachteilige Einfluß Schadows zu spüren.

Rethel führt das Motiv weiter und liefert nun in seinem Gemälde von 1836 ein Bild von bedeutendem Fortschritt: Bonifatius läßt aus dem Holz der gefällten Eiche eine Kirche erbauen. Der Fortschritt liegt zunächst in der Behandlung der Figuren. Diese sind nicht mehr wie Modelle wohl abgegriffelt in den landschaftlichen Rahmen hineingestellt, sondern zeigen schon deutliche Ansätze zu lebendiger Gruppierung. Die Bauleute rechts weisen eine recht lebhafte Bewegung auf, und einige haben ganz ausdrucksvolle Gesichter. Allerdings sind die Bewegungen der Arbeit noch recht steif und ungeschickt. In der Mitte steht Bonifatius und zeichnet den Grundriß des neuen Gotteshauses mit seinem Stab auf den Boden. Ein kniender Arbeiter mit Winkel und Beil sowie einige stehende Heiden achten wohl auf ihn. Die allzu weiche Gestaltung der Schadow'schen Schule ist fast völlig vermieden. Kraftvoll und ernst bildet Bonifatius den Mittelpunkt. Ein bedeutender Fortschritt liegt in der Gestaltung des landschaftlichen Hintergrundes. Hier schauen wir zum erstenmal in eine weite Landschaft hinein. Nach links eröffnet sich der Blick in eine Ebene, wo man die Bauleute mit dem Bau beschäftigt sieht. Die ausgestreckte Hand des neben Bonifatius stehenden Mönches weist den Beschauer dorthin. Den rechten Hintergrund schließt eine bewaldete Anhöhe ab. Trotz der höheren Entwicklungsstufe enthält aber auch dieses Bild noch charakteristische Eigenheiten künstlerischer Unreife.

Der echte Rethel, dessen starkes Temperament schon aus dem Knaben sprach, zeigt sich viel stärker ausgeprägt in den gleichzeitigen Zeichnungen. So ruhig seine Gemälde gehalten sind, gleichsam in gebändigter Stärke, so lebendig tobt sich seine Schaffensfreude in seinen Zeichnungen aus Kampf und Schlacht waren schon dem Knaben liebste Motive. Sie kehren gewissermaßen in den Bonifatiuszeichnungen wieder, welche die bewegteste Situation aus dem Leben des Heiligen darstellen. So zeigt eine Zeichnung die zum Mord herantretenden Heiden; eine andere, wie Bonifatius den Seinen verbietet, ihn gegen die wilden Heiden mit dem Schwert zu verteidigen; auf der dritten Zeichnung ist Bonifatius ermordet, und die Mörder sind bei der Verabreichung der Leiche in Streit geraten. Es ist zu bedauern, daß Rethel keine dieser Zeichnungen als Gemälde ausgeführt hat. Der beengende Einfluß Schadows wirkte zu stark.

Seinen Abschluß erhielt dieser Bonifatiuszyklus etwa zehn Jahre später durch das ziemlich unbekanntes Gemälde, das sich als Altarbild in der dem hl. Bonifatius geweihten katholischen Pfarrkirche zu Wiesbaden befindet. Von den Biographen Rethels erwähnt nur der älteste, Wolfgang Müller von Königswinter, dieses Gemälde und gibt als Entstehungszeit 1847/48 an. Dieser Umstand mag wohl die Nichtbeachtung des Bildes verschuldet haben. Denn wenn diese Angabe stimmt, dann ist dieses Bonifatiusbild, das noch vollständig die Beeinflussung Schadows aufweist, gleichzeitig mit den monumentalen Fresken in Lachen entstanden! Dieser heroische, echt Rethelsche Stil und ein Bonifatiusbild der alten Modellart können unmöglich zusammengehören! Aus diesem Grunde erklärt denn auch Ponten in seinem Rethelbuch das Bild für unecht. Und doch ist das Gemälde, abgesehen von der fachmännischen Begutachtung, auch aus anderen Gründen als ein Werk Rethels anzuspre-

chen. Das schmal-lange Altarbild stellt den Heiligen in Lebensgröße dar, wie er, nach rechts gewandt, auf dem Stumpf der gefällten Wotanseiche kniet. Er trägt den roten Pontifikalmantel mit weißem Kreuze sowie eine weiße Mitra. Die vollständig von dem faltenreichen Mantel verhüllte Linke hält das vom Schwert durchbohrte Evangelienbuch, auf dem die Märtyrerpalmel ruht, während das Antlitz bittend zum Himmel emporschaut, unterstützt von der erhobenen Rechten. Das Gesicht weist eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den früheren Darstellungen auf. Hinter Bonifatius ragt ein Baum, an dessen Fuß die Axt liegt, mit der er die Eiche gefällt hat. Daß dieses Bild ein echter Rethel ist, beweist auch vor allem die Geschichte der Wiesbadener katholischen Pfarrkirche. So heißt es in dem kurz nach der Erwerbung erschienenen „Kurzen Umriss der Geschichte der katholischen Gemeinde zu Wiesbaden und ihres neuen Kirchenbaues“ (1849): „Für den Seitenaltar des hl. Bonifatius, Patronus der hiesigen Kirche, hatte sich ein Verein von katholischen Familien um Frankfurt und Wiesbaden gebildet. Das für diesen Altar bestimmte Bild des hl. Bonifatius, den Apostel der Deutschen darstellend, wurde von dem bekannten Meister Herrn Rethel gemalt und kostete 1050 fl.“

Wenn dieses Bild die Wucht und das Pathos der Lachener Fresken vermissen läßt, so mag wohl die Hauptschuld an dem schmalen und hohen Format liegen, in das der Künstler seinen Gegenstand hineinzwingen mußte. Das Gemälde war eben für einen Seitenaltar bestimmt. Rethel hatte im Laufe seiner Entwicklung sich so eingestellt, daß er seine ganze Kunst nur im Fresko entfalten konnte. Zwar ist die Behandlung des Motivs geschmackvoll und schön; die Farbzusammenstellung ist harmonisch. Ordnet man aber das Bild in den Entwicklungsgang von Rethels künstlerischem Schaffen ein, dann bildet es einen Rückschritt gegenüber den mächtigen Fresken des Lachener Rathauses. Wenn auch aus den Bonifatiusbildern Rethels keine große Kunst zu uns spricht, so sind sie doch im Rahmen der künstlerischen Entwicklung des Meisters Zeugen des frühesten Ringens um die künstlerische Form auf der Grenzlinie zwischen Nachahmung und Selbständigkeit.

„Neue Haustiere“

Erfolgreiche Versuche zur Schaffung „künstlicher“ Haustierarten

Die Rationalisierung des modernen Wirtschaftslebens ergreift neuerdings auch Zweige, die nach dem Charakter ihres Arbeitsmaterials einer maschinenmäßigen Ausschöpfung gar nicht zugänglich zu sein scheinen. So hat man „Dribben“ angefangen, die Viehwirtschaft auf eine neue Art zu rationalisieren. Nicht nur, indem man beispielsweise den Milchtrag der Kühe durch besondere Fütterungsmethoden zu steigern versucht, das hat man schon immer und überall getan, nein, man schafft sich da, wo aus irgendwelchen Gründen die Lebensmöglichkeiten für unsere Haustiere zu schlecht werden, wo harte Winter und kalte Nächte sie bedrohen, neue Formen, die den ungünstigen Bedingungen besser angepaßt sind, und schon können Millionen Quadratkilometer guten Weidelandes

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Sind die Geschwister in der Erbanlage gleich?

Um diese Frage beantworten zu können, untersuchte J. Lange (Leipzig) die Lebensschicksale einiger Zwillinge. Es dürfte wohl klar sein, daß gerade der Lebensweg über die gleiche oder ungleiche Veranlagung von Geschwistern am besten Auskunft geben kann. Natürlich ist zu erwarten, daß Zwillinge weit mehr dieselbe Veranlagung zeigen als Geschwister, zwischen deren Geburt unter Umständen eine ganze Spanne Zeit liegt. Interessant ist nun, zu erfahren, daß Zwillingpartner, welche von Jugend auf getrennt waren, fast das gleiche Schicksal aufzuweisen hatten. Das ist insofern sehr wichtig, als damit bewiesen erscheint, daß die Umgebung, das Milieu für die Ausgestaltung des Lebens, für den Lebensweg von geringerer Bedeutung ist, als man bislang annahm. Von 13 eineiigen Zwillingspaaren zeigten mit Ausnahme von nur 3 alle dieselbe Entwicklung, trotzdem wurden, unter anderen sozialen Verhältnissen aufwachsen! Die drei Ausnahmen, von denen Lange spricht, sind insofern nicht zu rechnen, als diese drei durch Unglücksfälle schwerere Verletzungen erlitten hatten, welche eben durch ihre Schwere das Lebensschicksal des Verunglückten weitgehend beeinflussten. Vielleicht noch interessantere Versuche auf diesem erbbiologischen Gebiete stellte vor kurzer Zeit M. Meuler an. Er benutzte, um bei Geschwistern die Ähnlichkeit der seelischen Struktur feststellen

zu können, den sog. Rorschach'schen Formdeutversuch. Es handelt sich dabei um folgendes: Rorschach hat zur Psychodiagnostik 10 Tafeln mit Alexographen angegeben. Aus diesen natürlich ganz zufällig entstandenen und eigentlich völlig sinnlosen Figuren wird jeder, der beim Betrachten dieser Figuren gebeten wird, sich darunter etwas vorzustellen, irgendeine Figur, einen Gegenstand, eine Gruppe, eine Zeichnung herauslesen. Da bei solchem Herauslesen aus zufällig entstandenen Figuren die Veranlagung und die Phantasie die Hauptrolle spielen, so dürfte es klar sein, daß mit Hilfe der Formdeutversuche leicht Analysen ausgeführt werden können. Meuler untersuchte nun 49 Geschwistergruppen, im ganzen 141 Personen, und verglich die erhaltenen Antworten mit denen von Nichtgeschwistern. Dabei stellte sich heraus, daß die Antworten von Geschwistern sich in vielen Fällen völlig glichen, während das bei Nichtgeschwistern nur äußerst selten der Fall war. Auffallend war auch die Ähnlichkeit der Antworten, die von Geschwistern stammten. Völlig gleichlautende Antworten waren bei Geschwistern viermal so häufig als bei Nichtgeschwistern. Auch hier muß hervorgehoben werden, daß bei verschiedener Erziehung, bei Aufwachsen unter ganz verschiedenen Bedingungen die Ähnlichkeit der Antworten bestehen blieb. Um auch hierin sicheres Beweismaterial zu haben, untersuchte Meuler auch noch die Schüler derselben Klasse eines Gymnasiums mit dieser Formdeutungsmethode. Es waren 5 Schüler, die alle also dieselbe Erziehung, fast dieselben Eindrücke gehabt hatten, um so mehr, als sie eng miteinander befreundet waren. Alle fünf Versuchspersonen gaben Antworten ab, welche überhaupt nicht

ähnlich genannt werden konnten. Das ist um so mehr interessant, als wir gerade heute den Zusammenhang zwischen Milieu und Umgebung einerseits und Charakter und sozialer Entwicklung andererseits feststellen wollen. Zweifellos beweisen aber diese hier kurz aufgeführten Beispiele, daß es weniger auf die Umgebung und der aus ihr sich ergebenden Eindrücke, als vielmehr auf Veranlagung ankommt, und daß Erbfaktoren sicher eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Schlechte Zähne als Krankheitsursachen

Vor kurzem haben amerikanische und englische Ärzte auf einen Zusammenhang zwischen Zahnerkrankungen und septischen Allgemeinerkrankungen hingewiesen, einer Erkrankung, die, falls sie nicht auf einen eng umschriebenen Herd beschränkt bleibt, in der Mehrzahl der Fälle zum Tode führt. Ganz exakt sind die Beweise für einen solchen Zusammenhang noch nicht geführt worden. Das liegt wohl in der Hauptsache daran, daß ein Zahn mit toter Pulpa, also ohne Nerven und Blutgefäße, noch jahrelang funktionstüchtig bleiben kann, für das Kaugeschäft also durchaus tauglich ist, während er schon eine Menge von Krankheitskeimen beherbergt. Nun besteht aber die Möglichkeit, daß sich die hier lebenden Bakterien schnell dem Organismus anpassen und für ihn außerordentlich gefährlich werden. So glaubt z. B. Prof. Morgenroth, daß die einzelnen Typen eines bestimmten Krankheitskeimes ineinander übergehen können, nur weil sie sich den besonderen Bedingungen anpassen. Sei dem, wie es sei, — erachtet bewiesen ist diese Theorie auch noch nicht — so ist doch nicht zu verkennen, daß bei irgend

ausgenutzt werden, aus denen die Wirtschaft früher kaum nennenswerten Gewinn zog. Man schafft sich künstlich Haustiere. So ist in Kanada ein neues Tier entstanden, das „Cattalo“.

Was in mühsamen Versuchen aus der Arbeit der Privatzüchter herausgewachsen ist, das führt jetzt in großem Stile die kanadische Regierung durch, indem sie mittels ausgebreiteter Züchterexperimente für ihre unwirtschaftlichen Nordgebiete brauchbare Rinder zu erhalten sucht. Die Bastardierung ist die „Maschine“, die neue Formen aus sich herauswachsen läßt, aber sie erfordert für ihre Handhabung gründlichste Kenntnis aller Möglichkeiten und große Geduld, und da sie langsam arbeitet und manches unbrauchbare Fehlprodukt liefert, vergehen oft Jahre, bis sie wirklich geleistet hat, was von ihr verlangt wurde. So kam es hier darauf an, die Rinder mit solchen Tierverwandten zu kreuzen, die die dem Rind fehlenden Eigenschaften, besonders hinsichtlich größerer Widerstandsfähigkeit, ergänzten, ohne die eigentliche Konstitution ungünstig zu beeinflussen. Man verachtete, die letzten Reste der beinahe ausgestorbenen Bisonherden noch nutzbar zu machen, die einer Aufkreuzung mit europäischen Rindern vielleicht noch zugänglich sein mochten, und das Experiment gelang auch nach den vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, um die Tiere zur Paarung zu veranlassen. Auf diese Weise entstand das Cattalo. In ausgezeichneter Form vereinigt es die guten Nutzungseigenschaften des Rindes mit der Härte und Zähigkeit des Bisons, aber es fehlt zum restlosen Glück noch ein wichtiger Teil: Die Fruchtbarkeit. Die Bastarde sind nämlich — ähnlich wie die Maultiere — meist unfruchtbar. Besonders will es nicht gelingen, fruchtbare männliche Cattalos zu bekommen, während man im weiblichen Geschlecht immerhin eine kleine Herde fortpflanzungsfähiger Tiere hat aufziehen können. Aber schließlich werden es die Züchter vielleicht doch noch fertigbringen, durch allerbund Winkelsüge zu ihrem Ziel zu kommen und die Vollständigkeit der braven Cattalos abzurufen, die an einem so empfindlichen Punkt gestört ist. Durch verschiedene Art der Auslese der Bastarde, durch Kreuzungen mit einer der beiden Stammformen bieten sich immer noch Möglichkeiten, den Gang der Entwicklung beliebig zu variieren, und oft wird die ganze moderne Züchtungswissenschaft aufgeboten, um den angefangenen Kampf siegreich zu Ende zu bringen.

Aber stets sind bei derartigen Experimenten von der Natur bestimmte Grenzen gesetzt, über die hinaus ihr Material sich nicht mehr dem Willen des Menschen fügt, und nur die Zahl der Zwischenformen innerhalb dieser Schranken vergrößert sich im Laufe der Zeit und ermöglicht es, durch wechselnde Zusammenstellungen der Zuchtstämme neue Abänderungen herauszuarbeiten. Man braucht ja bloß an die Unzahl der Kaninchen- und Taubenrassen zu denken! Aber in dem Moment, wo ein derartiges Zuchtprodukt nicht mehr die Fähigkeit besitzt, sich fortpflanzend zu machen, macht die Entwicklung der Sonderformen halt; hier ist die Grenze der Umbildungsfähigkeit dann schon beinahe überschritten, denn im Sinne der Natur ist das Tier unvollständig, und nur die Tätigkeit des Menschen kann seinen Bestand aufrechterhalten: Es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein künstliches Lebewesen. Welche hohe wirtschaftliche Bedeutung aber oft gerade ihm zukommt, das zeigen die kanadischen Cattalos; und unser Maultier, das ja ebenfalls ein derartiges Kunstprodukt ist, hat schon lange bewiesen, daß es in der Überwältigung von Schwierigkeiten aller Art Konkurrenzlos dasteht, und daß die Mühe nicht vergebens ist, die sich der Züchter mit seiner Entfaltung geben muß. Man braucht nur daran zu denken, daß beispielsweise die Kolonisation Südamerikas hauptsächlich mit Unterstützung der Maultiere erfolgt ist, die mit 150 Kilogramm auf dem Rücken bequem ihre 50 Kilometer täglich zurücklegen konnten, und auf den schwierigsten Wegen mit größter Sicherheit gehen. Nicht selten kommt es vor, daß sie noch bis zum 40. Lebensjahr arbeitsfähig sind, was verglichen mit den Leistungen der Pferde allein schon ihre

Bedeutung rechtfertigt. Die sie vor allem in unwirtschaftlichen Gebirgsgegenden erlangt haben. Die Anpassungsfähigkeit unserer angekommenen Haustiere ist ja verhältnismäßig gering, und oft ist bei ihnen mit der Zeit eine gewisse Verweichlichung und Anfälligkeit entstanden, die ihre Verwendungsmöglichkeiten erheblich einschränkt. Darüber hinaus auf der Basis höchster Ausnutzungsfähigkeit der menschlichen Kultur neue Lebensgebiete zu eröffnen, ist die wesentliche Bestimmung aller Kunstzüchter.

Ganz hervorragendes ist in dieser Beziehung auch in Südamerika geleistet worden. Der Kulturträger ist hier im wesentlichen das Rind, und wenn der Wohlstand dieser Länder heute einen erheblichen Aufschwung genommen hat, so liegt es nicht zuletzt an der planmäßigen Heranzüchtung der für jedes Gebiet passenden und leistungsfähigsten Viehsorten, so daß die gesamte Rinderwirtschaft Südamerikas eigentlich ein einziges großes Züchtungs- und Zuchtexperiment darstellt. Bereits seit dem 16. Jahrhundert sind in das einheimische Krolewiewie europäische Rinder eingeführt worden, und durch eine dauernde und strenge Sichtung der neuen Züchtergebnisse erzielt man Formen, die, wie das Resultat einer Rechenung, alles erfüllen, was man von ihnen fordert. So verlangt z. B. Südliche gute Milchrassen, in anderen Gebieten wünscht man vor allem raschwüchsige Fleischtiere, weiter nach Norden zu, in den Buschgebieten des Gran Chaco werden besonders kräftige Rinder verlangt, um den durch Seuchen und Klima bedingten Ausfall in den Herden herabzusetzen. Am bedeutendsten ist die Schaffung neuer Haustiere für die subtropischen und tropischen Gebiete des Kontinents geworden. Hier, wo denkbar ungünstige klimatische Bedingungen herrschen, können keine europäischen Rinder mehr fortkommen, und selbst das einheimische Krolewiewie, das gewöhnlich an Komfort keine großen Ansprüche stellt, fühlt sich hier nicht mehr wohl und leidet unter der Unbill der Verhältnisse. Glücklicherweise aber ist es gelungen, aus Kreuzungen der heimischen Rinder mit den äußerst widerstandsfähigen brasilianischen Zebus eine Rasse zu erhalten, die den Einwohnern alle Sicherheiten einer ertragreichen und risikolosen Benutzung bietet. Auch in den nördlichen Gebieten Argentiniens, in der Region des Gran Chaco, hat man das einheimische Vieh durch Einmischen von Zebu-Blut erfolgreich „gehärtet“.

Naturngemäß stößt die Herausbildung neuer Formen bei den verschiedenen Tierklassen auf wechselnde Schwierigkeiten. Soviele der Züchter sich auch bemüht, ein neues Haustier zu schaffen, die Natur muß ihm mit der Tendenz entgegenkommen, die Kreuzung dieser oder jener Tierart mit einer anderen überhaupt zuzulassen. Bekanntlich ist diese Tendenz im Tierreich durchaus nicht überall vorhanden. Wir kennen Fälle, wo unter verwandten Formen bereits in freier Natur häufig eine Paarung zustande kommt, und ein dem künstlichen Haustier des Menschen durchaus analoges Wesen entsteht. So findet sich in Gegenden, wo Auer- und Birkwild nebeneinander leben, häufig ein Bastard aus beiden, das Kadelhuhn; es ist selbst nur in wenigen Fällen fruchtbar, und wird ebenfalls lediglich durch dauernde „Neuzüchtung“ in seinem Bestande erhalten. Andererseits gibt es Arten, die außerordentlich beständig sind und kaum mit ihren nächsten Verwandten eine Bastardierung eingehen. Aber auch bei leicht kreuzbaren Formen ist längst noch nicht alles gewonnen, wenn die Tendenz zur Artvermischung bei ihnen überhaupt vorhanden ist; das geschaffene Produkt muß auch lebensfähig sein. Sämtlich ergeben sich irgendwelche Fehlschläge, die natürlich praktisch gar keinen Gewinn darstellen. Es ist ja bekannt, daß Bastarde oft Schädigungen und Degenerationen zeigen. Insofern kann sich der Züchter freuen, wenn er wenigstens ein, wenn auch nicht fortpflanzungsfähiges, so doch wirklich gewinnbringendes Haustier gezüchtet hat. Wie das wahrhaft Gute im allgemeinen rar ist, so kommt es auch selten vor, daß einmal ein künstliches Haustier geschaffen wird, das geeignet ist, der menschlichen Kultur durch Erschließung neuer Arbeitsfelder neue Lebensmöglichkeiten zu bieten.

Die wichtigsten Regeln der Säuglingspflege

Von Dr. Eugen Aeter, Kinderarzt, Mannheim.

1. Die Pause zwischen zwei Mahlzeiten muß mindestens drei Stunden betragen.

Der kindliche Magen braucht mindestens drei Stunden bis er die aufgenommene Nahrung verarbeitet hat. Es darf deshalb eine neue Mahlzeit nicht früher als nach drei Stunden aufgenommen werden. Schläft ein Kind, so braucht es zur Mahlzeit nicht geweckt zu werden, selbst wenn dadurch eine Mahlzeit an diesem Tage ausfällt. Pünktlichkeit darf nicht zur Schablone und nicht zum Fahrplan ausarten.

2. Mehr als fünf bis sechs Mahlzeiten in 24 Stunden darf der gesunde Säugling nicht erhalten.

Am häufigsten sind fünf Mahlzeiten.

3. Der Säugling darf bei jeder Mahlzeit so viel trinken als er will, aber er soll in 24 Stunden nicht mehr bekommen als insgesamt 1000 Gramm = 1 Liter.

Manchen Säuglingen kann ausnahmsweise bis zu 1250 Gramm (5×250 Gramm) erlaubt werden. Es wird keinem Säugling vorgeschrieben, wieviel er trinken muß; manche Säuglinge gedeihen bei wenig Nahrung, andere brauchen mehr. Nur die Höchstgrenze ist — wie angegeben — streng begrenzt.

4. An der Brust soll der Säugling nicht länger als zwanzig bis dreißig Minuten trinken.

Längeres Trinken schadet dem Kinde und vor allem der Mutter. Trinksäule Säuglinge sind zu richtigem Trinken zu erziehen. Wo Schwierigkeiten bestehen, Arzt fragen!

5. Die Muttermilch wird in den ersten Lebensmonaten mit Salein verdünnt.

In den ersten zwei bis drei Monaten zur Hälfte Milch und zur Hälfte Salein, dann mehr Milch als Salein, steigend bis zu unverdünnter Milch im sechsten und achten Monat. Solange die Milch verdünnt wird, fügen wir der Mischung Zucker hinzu (ein Stück Würfelzucker).

Man kann auch mit anderen Mischungen (Buttermilchmischung, Rindermilch usw.) Erfolge erzielen. Bei der Säuglingsnahrung gilt der Satz: Es führen viele Wege nach Rom.

Aber je einfacher, je ungekünstelter, desto besser. Der Salein wird am häufigsten aus Haserflocken oder Vollreis hergestellt.

6. Ungefähr vom vierten bis sechsten Monat an kann das Kind Gemüse und Brot bekommen; für jede Weinahrung fällt dann eine Flasche aus. (Brot nicht zuviel, Aet.)

Bei mageren Säuglingen wird man mit Brot, bei dicken zuerst mit Gemüse anfangen. Wenn man Gemüse und Brot gibt (als wievielte Tagesmahlzeit), ist gleichgültig; man ist auch nicht jeden Tag an dieselbe Zeit gebunden (z. B. an die Mittagsmahlzeit). Manchmal kann statt Gemüse auch Suppe gegeben werden. Kompott ist erwünscht und verträglich sich gut mit Gemüse. — Von Gemüse gebe man zuerst Gelbrüben, dann allmählich sämtliche Gemüse.

7. Rohes Fruchtsäfte sind sehr wertvoll für den Säugling und können sehr früh schon gegeben werden.

Ein- bis zweimal täglich einige Kaffeelöffel voll zwischen oder nach den Mahlzeiten. Am beliebtesten sind Tomaten, Apfelsinen, Birnen, Zitronen, Gelberüben und Bananen.

8. Man gebe dem Säugling reichlich Strapazfreiheit und sei nicht ängstlich vor Erkältungen.

9. Der Säugling soll auf harter Unterlage schlafen.

Matratze, prall gefüllter Strohstrick; kein Unterbett! Auch das Köpfchen trägt harte Unterlage (dünnes Hochhaarkissen oder direktes Liegen auf der am Kopfende leicht erhöhten Matratze). Man halte den Säugling nicht zu warm; besonders im Sommer achte man auf diese Vorsicht.

10. Der Säugling kann täglich Körperwarm gebadet werden (35 bis 37 Grad C, 28 bis 29 Grad R).

Das tägliche Baden schwächt nicht, wenn es Körperwarm ist; auch leicht erkältete Kinder ertragen es gut.

11. Wo das Zahnen Beschwerden macht, gleich den Arzt fragen. Ebenso hole man sich ärztlichen Rat, wenn das Kind im siebenten Monat noch nicht sitzen und im zwölften Monat noch nicht stehen kann.

12. Wenn ein Säugling erkrankt, macht man nie einen Fehler (kann aber sehr viel nützen), wenn man bis zum Eintreffen des Arztes die bisherige Nahrung vollständig wegläßt und nur Tee gibt.

einer Schwächung des Organismus dieser den Bakterien nicht mehr die Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen vermag, wie ehemals, mit anderen Worten, er fällt einem Angriff jetzt — eben in der Schwäche — zum Opfer.

Prof. Dr. Determann hat vor einiger Zeit einige Fälle beschrieben, bei denen Gelenksbeschwerden, fieberhafte Erweichungsabscheidungen im Harn, Nierenkoliken u. a. m. nach energischer Zahnbehandlung oder Entfernung schadhafter Zähne ganz von selbst abklangen. Prof. Determann berichtet auch über einen Mann und eine Frau, welche sich immer sehr matt fühlten, über Appetitlosigkeit klagten und leichtes Fieber hatten, und daß diese Symptome bald ohne weiteres zurückgingen, nachdem beide Patienten sich einer energischen Zahnbehandlung unterzogen hatten. Wenn alles dies auch noch etwas unsicher ist, so kann mit größter Bestimmtheit gesagt werden, daß alle rheumatischen Erkrankungen mit der Zahninfektion in Zusammenhang gebracht werden müssen. Das englische Gesundheitsministerium hat sich dieser Ansicht in einem größeren Gutachten angeschlossen. Zweifellos wird es das nicht ohne besonderen Grund getan haben. Daraus entspringt für jeden von uns die Pflicht, auf gesunde Zähne zu achten oder erkrankte — solche Erkrankungen lassen sich nur in den seltensten Fällen vermeiden — der Behandlung sofort zuzuführen. Unsere Zahnheilkunde verfügt jetzt über so ausgezeichnete ausgebaute Methoden, daß wohl jeder, auch der vernachlässigsten Affektion, Heilung zugesagt werden kann.

Karlsruher Konzerte

Wieder war der Anfang zur

II. musikalischen Morgenfeier

der Badischen Hochschule für Musik so stark, daß viele, trotz der Bereitwilligkeit, sich mit einem bescheidenen Stehplatz gegebenenfalls zu begnügen, umhinken mußten. Das badische Kammerorchester wartete freilich gerade an diesem Sonntagvormittag mit einem Programm auf, das auch inhaltlich vom leidlichen Mittelmaß sonstiger Veranstaltungen sich äußerst vorteilhaft unterscheidet. So war gleich das erste Werk, eine Sinfonie (Nr. 3, D-Dur) Friedrichs des Großen, eine seltene Gabe. Auch das anschließende Violinkonzert von Joh. Joachim Quanz, dazu von Karl Spittel meisterlich geblasen, war mehr als eine nur historisch interessante Aufführung. Und wie ungesucht und ungelüftet erlangt danach Haydns „Echo“, jenes entzückende Werkchen für zwei kleine Oboen, die den seit dem 17. Jahrhundert so beliebten Scherz mit echartigen Wiederholungen äußerst originell ausnützen, zugleich aber auch zeigen, daß selbst Haydn noch sich dieser etwas umständlichen Manier bedienen mußte, um eine wechselnde Dynamik darzustellen! Jedenfalls war ihm damals die Unterscheidung von forte- und piano-Ideen, wie sie die Mannheim'sche Schule und besonders Johann Stamitz doch schon verwirklicht hatten, noch nicht recht geläufig. Bin ich übrigens richtig informiert, so ist die Auffassung für zwei Streichquartette in verschiedenen Räumen gedacht. Den Beschluß des schönen Konzertes bildete Haydns Abschiedssinfonie; auch ihre Wiedergabe unter Josef Kellers Leitung war von starker Musizierfreudigkeit getragen.

Gemeinsam konzertierten in der städt. Festhalle

Robert Bus und Else Blant

Zwei so namhafte und beliebte Sänger hätten eigentlich — zumal bei den angelegten populären Preisen — ein volles Haus

verdient; leider war aber der Raum nur zu zwei Dritteln gefüllt und damit auch recht unzufrieden für den Abend nicht die allerbeste Vorbedingung geschaffen. Trotzdem ließen sowohl der Stuttgarter Tenor wie unsere einheimische Sopranistin sich kaum eine leichte Enttäuschung anmerken, sondern waren bereitwilliger denn je, mit ihrer längst bekannten Gesangskunst in Liedern, Arien und schließlich in Duetten zu brillieren. Von beiden Sängern waren wohl die beiden Arien aus Puccinis „Turandot“ die beste Leistung, während Else Blant sich besonders mit einem Rezitativ und einer Arie aus Bizets „Bereniker“ demonstrativen Beifall erlangte. Die um viele Aufgaben bereicherte Vortragsfolge gewann weiterhin sehr durch die klug abwägende und demnach warmblütige Begleitung des Kapellmeisters Franz Konwitschny vom württembergischen Landestheater.

Mit einem vollkommen östlich orientierten Kammermusikabend schloß sich im studentischen Tagesheim der Technischen Hochschule das neue

Musikreis

aus den drei Brüdern Bernhard (Violine), Otto (Violoncello) und Paul (Klavier) bestehend, recht gut ein. Da hörte man zunächst des Böhmens Dvorak vielgespieltes Dumky-Trio (op. 90) in einer Auslegung allerdings, bei der der Pianist nicht selten ziemlich allein dominierte. Dieses Trio besetzte später merkwürdig Tchaikowskys Trio (op. 50), und wenn auch abermals festzustellen war, daß trotz Einzelqualität die drei Spieler noch keine Einheit bilden, so zeigten immerhin der Geiger und der Cellist in gegenseitiger Mitteilung künstlerisch wertvolle Momente. Ebenfalls von einem Klavier erlangt in der Mitte des Programms hier zum erstenmal außerdem Serge Prokofjews G-Moll-Sonate für Violine und Klavier (op. 28), ein Werk, das seinem ganzen Ausdrucksarsenal nach äußerst unmultuarisch und schmerzhaft anmutet, bei näherem Hinsehen aber bezeichnend zusammenfassend und eben doch nur eine dürftige Epigonenarbeit ist.

S. Sch.